

Nr. 118 Bydgoszcz, 25. Mai Bromberg 1939

Josef Friedrich Perkonig

Nikolaus Tschinderle

Räuberhauptmann.

(5. Fortsetzung.)

Es ist ihnen allen recht, wenn Nikolaus Tschinderle ihr Hauptmann wird. Wohl brennt dem Achilles in einem versteckten Stirnwinkel einen Herzschlag lang der vermessene Wunsch: Du könntest sie anführen, dir kommt es zu, ihr Hauptmann zu sein, du bist der Jüngste, du bist der Stärkste, du kannst nicht nur das Messer halten und das Pistol spannen, du kannst auch die Feder führen, ein Buch, eine Schrift lesen.

Aber dann merkt er gleich, die Stunde ist wider ihn, und die Brüder sind es erst recht, Nikolaus Tschinderle hat ihren Bauch angefüllt und den Hals mit dem Teufelsöl gesalbt, besser kann sich gar keiner bei ihnen melden, und so heißt er denn die rebellische Sucht schweigen und beugt sich auch vor dem Hauptmann Nikolaus Tschinderle. Zudem hat der wirklich etwas mitgebracht, was sie nicht mehr haben, es ist ihnen bei dem Herumzotteln im Gebirg, bei dem Verliegen und Verhoffen entfallen, die frische, zupackende Art, ein Feuer, ist es auch nur ein Feuerlein, ein Mut, der nicht erst viele Zeit mit Fragen und Zagen versäumt.

Also haben die Räuber ihren Hauptmann.

Und gleich das erste, was er tut, steht ihnen allen vieren zu Gesicht, solches Glück hat er. Er läßt nämlich die Flasche kreisen und hat damit den nassen Elias; das kropfete Seppele gewinnt er, wie er eine fette Mahlzeit noch für diese Nacht ankündigt, sie werden das Wirtshaus „Am Berg“ überfallen, und es riecht Achilles schon den Pulverrauch, endlich ein Pulver nach Heu und Moosboden; sie müßten sich bei dem einen Zug volladen für einige Zeit, dann aber sich höher in das Gebirg hinauf verziehen, nahe an den letzten Schnee. Da aber wird Krummhändl nicht weit zu steigen haben bis zu den alten Stollen der toten Bergknappen.

Mit diesem ersten Raubzug soll der Ruhm des Nikolaus Tschinderle anheben. Er wird sich dem Wirt im Gasthaus „Am Berg“ wohl zu erkennen geben und ihm sagen, in seinem Haus geschähe der Anfang, später einmal aber werde der Nikolaus Tschinderle mit seiner Bande die Leute in Sankt Herberg aus den Betten holen, und er werde sie durch ein Sieb reutern, und wehe dem, der darin zurückbleibt. Und der Wirt soll es im Lande nur verbreiten, wie die Räuberbande anwachst, schon jetzt gingen seine Leute nicht mehr an die Finger einer Hand, und es sei ihm Zuzug verheißen von anderswo. Dann werde es sich ja bald erweisen, wer der Herr im Lande sei, der Schwarze Zeno oder der Nikolaus Tschinderle.

Man muß dem Fürsten sein Volk stehlen, einen Mann nach dem andern, eine Frau und immer wieder eine. Eines Tages wird es wieder wach sein mit der frühen Sonne und wird sagen: Unser Herr? . . . Unser Herr ist droben im Gebirg . . . Einen Räuber heißen ihn, die ihn fürchten . . . Er aber ist kein Räuber, er ist ein guter Herr . . . Denkt man denn noch daran, was ihn fortgetrieben hat? . . . Man muß dem Wirt unten in dem Wirthaus „Am Berg“, das man heute nacht überfallen wird, später dreimal soviel Geld für alles geben, was man heute in Sack und Faß von ihm fortschleppen wird. Aber jetzt braucht man die Nachrede und die Angst.

Nikolaus Tschinderle ist der letzte in der Reihe, wie sie über den Almboden hintreten, und da kann er wohl zu den Fersen des Krummhändl hinabsinnieren. Er hat seine Leute geheißen, nach einer Almhütte auszulugen, wo sie allesamt die nächste Zeit versteckt sein könnten, bis die höheren Almen aper worden sind; nicht wie auf die freie Hand darf sie gebaut sein, und ihren Rauch soll sie nicht wie eine Fahne hängen in den Wind.

Zu Mittag haben sie ihren Unterschlupf. Es ist eine geräumige Hütte, zwei und drei Paare könnten tanzen darin, und für den Zitherspieler oder für die Ziehharmonika bliebe immer noch genug Platz übrig. Hinter dem gemauerten Herd hängen die Pfannen, und der Dreifuß steht über der letzten Asche vom vorigen Jahr. Hätten sie nur etwas zum Sieden und Braten, jetzt aber nützt ihnen der schönste Herd wenig, und warum sollen sie das trockene Holz anzünden, das die Hirten in dem gewölbten Loch unter dem Herd aufgeschichtet haben? An einem Feuer täten sie nur noch mehr spüren, wie arm sie sind.

Das kropfete Seppele hat, wie es durch die Hütten schnuffelt, eine Kreiden gefunden, die Almhalter haben damit die Striche auf die Türe geschrieben, ist nun jeder Kreidenstrich ein Stück Vieh, das der Hirt vermerkt haben will, oder ein Käslaib oder ein Tag von dem Schock, der bis zum Almabtrieb vergangen sein muß. Ob Vermerk oder Kalender, es gilt dem Seppele gleich, es verwischt die weiße Schrift mit ein paar Schwüngen seiner Hand, wie es sich aber auch an den großen Buchstaben C + M + B vergreifen will, an dem oberen Türbalken, wo die Heiligen Drei Könige ihre Heimstatt haben, da ist Elias bei ihm und faucht zu ihm hinunter:

„Bist narrisch worden?“

Da macht sich das Seppele noch kleiner und verkommt durch die Tür hinaus.

Nikolaus Tschinderle hat seine helle Mühe mit den vieren, immer wieder muß er zwei voneinander scheiden und den Richter abgeben, und zuletzt schimpft er:

„Einen Sack voll Flöh hält man leichter zusammen als euch.“

Aber mit einem Male sind sie friedfertig, Krummhändl hat auf den Abendstern gewiesen, wie ein goldenes Licht ist er auf dem matten Himmel angezündet, und sie haben zu Mittag verabredet, daß sie vom Berg niedersteigen werden, sobald der Abendstern zu glänzen anhebt. Jetzt glänzt er, jetzt ist es Zeit zum Aufbruch. Drei Stunden

weit ist ihr Weg. Vor Mitternacht dürfen sie drunten bei dem Wirtshaus nicht zupacken.

Nikolaus Tschinderle sagt jedem seinen Platz und seine Arbeit an. Auf einer Felsnase im letzten Wald unten, von wo sie auf das Wirtshaus niederspähen können, wo ihnen keiner auskommt, der auf der Straße unterwegs ist, werden sie Vorpaß halten. Einige Weile später, nachdem das letzte Licht im Haus verloschen ist, wollen sie anrücken. Das Seppele bleibt auf der Straße stehen, ein einzelner, wenn er gerad in dieser unglückseligen Stunde daherkommt und schreit, wird umgelegt. Das Seppele hat deswegen das Raubermesser. Achilles muß den Hund abwürgen, wenn er Laut gibt; der Bursch hat nichts anderes mit als seine Hände, aber zwei Messer könnten nicht mehr sein. Elias soll den Keller aufbrechen, er riecht am gewissesten, wo die Fässer liegen, Krummhändl soll die Hühnersteigen ausleeren und seinen Erdäpfelsack anschoppen. Nikolaus Tschinderle wird im Haus zusammenräumen, was ihm unter die Hände kommt, und sobald sie ihn rufen hören, sollen sie einen wilden Lärm schlagen, was der Hals nur hergibt. Jeder auf seinem Ort, daß die Hausleute glauben, eine höllisch starke Bande habe das Wirtshaus überfallen. Und dann soll dem Wirt noch ein Gruß von Nikolaus Tschinderle zugerufen sein, wenn er am Fenster steht und in die Finsternis hineinflucht, und das eine und das andere soll er dabei noch erfahren, wie man es sich ausgedacht hat.

Der Stern des Nikolaus Tschinderle muß ja in dieser Nacht aufgehen.

„Und wenn der Wirt schießt?“ fürchtet Elias.

Das fehlt noch gerade, daß man an so etwas denkt, wo keiner von ihnen auch nur ein Pulverkorn bei sich hat. So läßt Nikolaus Tschinderle seine Leute nur einen Schnaufer lang im stillen.

„Soll er schießen in die Fenster, wenn er überhaupt ein Rohr hat.“

Aber es klopft ihm das Herz bei den ersten Schritten doch wie niemals vorher im ruhigen Schneiderleben.

Der Abendstern ist den Fünfen der Wegweiser.

9.

Graf Ildefons hat eben das Licht ausgelöscht, es muß schon hohe Mitternacht sein, die Sterne sind um ein gutes Stück weitergerückt, seitdem man zum letztenmal am offenen Fenster gestanden ist, und man fühlt die tiefe Nacht auch im Blut. Als letzter ist man noch wach gewesen, das Wirtshaus ist schon viel früher still geworden, es sind jetzt keine Wanderer, keine Fuhrknechte auf der Straße unterwegs, bis nicht der Schnee von den Bergen abgeschmolzen sein wird und der Paß droben wieder ein trockener Weg ist.

In dieser Jahreszeit ist der Wirt eher ein Bauer, er geht hinter dem Pflug so gut wie zwischen seinen Gästen hin und her, er sät mit dem gleichen Handschwung, mit dem er den Heber aus dem Weinfaß zieht, er sät sein eigenes Korn, das er in der Handmühle tiefer drinnen im Graben selber mahlen wird wie schon sein Ahn, und er wird aus Mehl und Kleie ein dunkles, grobes Brot backen.

Wenn er in seinen roten Bart greift, der so warm hält wie ein Brustfleck, dann sieht er sich um, ob jemand mit ihm etwas zu reden hat, da wird mitten in dem bäuerlichen Tun der Bauer wieder ein Wirt, der es gewohnt ist, zeitweise auf seine Gäste zu hören oder ihre Meinung aus ihnen zu locken, und so hat Ildefons in der letzten Zeit häufig darauf gewartet, daß der Wirt sein rotes Gesträhn mit den Fingern zu kämmen anfängt.

Und wenn sie dann einige Weile ihre Rede gewechselt haben, beschließt sie der Wirt immer auf dieselbe Weise: Die Räuber haben sich in der letzten Zeit wohl nicht wieder gerührt, aber sie hausen immer noch droben im Gebirg, darauf möchte er Gift nehmen und den heiligsten Eid ablegen. Der gnädige Herr möge sich nur noch ein paar Tage gedulden, dann werde er die Schandgesellen auf einmal im Wind haben, sie werden irgendwo wieder eingefallen sein, irgend etwas werde totsicher geschehen. Und wenn sie gar zu lang ausbleiben sollten, dann will der Wirt seinen jungen Knecht in das Gebirg hinaufschicken. Er soll so tun, als müßtet er in den Almhütten nachschauen, ob sie vor dem Almauftrieb nicht zu flicken sind, und in Wahrheit könnte er nach den Räubern wittern. Müßten dann schon in die Mauslöcher verkrochen sein oder der Wind müsset sie abgeweht haben, wenn sie das wendige, luchsaugete Kneftl nicht aufspürt.

Warum sich der gnädige Herr soviel um das Lotterzeug kümmert, möchte der Wirt wohl einigemal wissen, aber Ildefons meint dann, nicht jeden Tag täte man Räubern so nahe zu sein, und jeder müsse sich Mühe geben, die Bande auszukundschaften, daß sie bald an den Strick geliefert sein wird. Und so etwas siedet einem jungen Menschen doch auch im Blut, anders als etwa Pfingsten mit allem frommen Drum und Dran, der Herrgott möge es ihm verzeihen, aber so wäre man nun einmal.

Und der Wirt im Wirtshaus „Am Berg“ glaubt zuletzt, er beherbergt da einen, der vielleicht von der hohen Obrigkeit selber ist ausgesandt worden, er verzehrt brav und bezahlt gut, was soll sich da der Wirt anderes wünschen, als daß der Gast noch länger verweilt; man wird ihn vertrösten wie bisher.

Dem jungen Grafen aber glüht der Boden unter dem Fuß. Eine halbe Ewigkeit verhofft er nun hier in dem Wirtshaus an dem Gebirg, wo die Bergbauern vorüberkommen, wenn sie in eines der Dörfer hinabfahren oder nach Sankt Herberg hinein. Wer soll klug werden aus ihrem Bericht? Einer will die Räuber selber gesehen haben, ein zweiter verleugnet sie hartnäckig, einem dritten haben sie Holz geschlagen im Berg, sein Nachbar hat nie etwas von ihnen vernommen, und dem fünften haben sie geholfen die Schweine zu schlachten.

Dieses Ablisten ist dem Grafen Ildefons jetzt zu langweilig, zu unwürdig geworden. Und an diesem Abend hat er bei sich beschlossen: Er wird die Räuberbande nicht mehr beschleichen wie ein Fuchs, er wird auf sie stoßen wie ein Habicht.

Früher hat er einen Brief an Lucina geschrieben, der junge Knecht hätte ihn am nächsten Tag in das Schloß Artushof tragen sollen, so war es ausgemacht worden. Der Bursch wird sich sein Silbergeld, von dem er jetzt schon träumen mag, nicht verdienen, der Brief ist nicht fertig geworden; da war der Schreibsaft voll kleiner Rußknollen gewesen und die Gänsefeder ein Spieß, der nur raufen, aber nicht schreiben wollte, das Licht hatte seine verrückten Launen, als müßt es auch so früh schlafen gehen wie die übrigen Dinge im Haus.

Und was soll man dem hochedlen Fräulein Lucina auch schreiben, daß es nicht seinen Mund verzieht und wieder mit einer Brennessel herschlägt? Soll man ihr verraten, daß man von den Räubern noch immer kein Haar verspürt hat, daß man hier in dem Wirtshaus „Am Berg“ auf die große Stunde paßt, von der man aber selber nicht sagen kann, wie sie beschaffen sein muß? Wenn man nicht zu fürchten brauchte, die Probe könnte mißraten, zu der man da ist ausgesandt worden, man liefe, bei Gott! nicht in dem Gewand eines minderen Menschen herum und ließe sich nicht von einem Tag zum andern vertrösten. Man ißt Fisch und Wild und Brot, man trinkt Most und Milch und Wein, und hat doch an keinem Bissen, keinem Schluck eine sonderliche Lust, zuletzt am Tag verbleibt einem nur der heiße Kopf.

Um diesen Brand auf der Stirn zu löschen, steht jetzt Ildefons an dem offenen Fenster. Der Bach rauscht, der Wald rauscht; die stillste Finsternis am Gebirg hat um die Mitternacht ihren Laut. Schon kann er manches von dem heimlichen Graun ausnehmen, der Bach und der Berg, die haben mächtige Stimmen, die müßte auch ein Halbtauber hören, aber da wispert etwas, es ist irgend ein Tier, und dort säuselt etwas anderes, es ist vielleicht Laub, man könnte wohl meinen, die Geister gehen jetzt um, das Holz knistert im Hause, das Vieh regt sich im Stall. Und es kommt ein merkwürdiges Gegurgel von dort her, wo der Hund liegt; war es nicht, als hätte er eben zu einem Gebell angesetzt und im letzten Augenblick wär es ihm abgewürgt worden? Es ist etwas Fremdes in der Nacht draußen, es rieselt dem jungen Grafen an die Haut heran, wie er sich aus dem Fenster beugt.

(Fortsetzung folgt.)

Die weiße Hose meines Onkels Karl.

Heitere Geschichte von Josef Stolzing-Cerny.

Die gute Stube gehörte, so überflüssig sie eigentlich war, vor dem Kriege zu jedem bürgerlichen Haushalt, auch wenn er sich mit einer bescheidenen Wohnung begnügen mußte. Geöffnet wurde sie nur bei besonderen Anläßen, also zu den hohen Feiertagen. Bei meinen Eltern außerdem jeden zweiten Sonntag in der rauhen Jahreszeit, denn dann fanden sich bei uns der Onkel Karl mit seiner Frau Fanny und der Onkel Wenzel, der jüngste Bruder meines Vaters, zu einem Tarock zusammen, das von drei Uhr nachmittags bis halb acht Uhr abends dauerte. Derweilen schlugen wir, ich, mein jüngerer Bruder und ein Schulfreund, in der geräumigen Küche mit Bleisoldaten unsere Schlachten . . .

Mit Ausnahme eines großen Stahlstiches, der die Schlacht bei Komorn im ungarischen Freiheitskriege darstellte, war die gute Stube mit Erbstücken von den Großeltern ausgestattet. Drei der Kartenspieler saßen auf Biedermeierstühlen, Onkel Karl auf einem Diwan, den seine Rundlichkeit schwer belastete.

Dieser Diwan war mit schwarzem Leder bezogen.

War! Im wahrsten Sinne des Wortes, denn wie sich auf das Haupthaar des Menschen, wenn er in die Jahre kommt, immer dichter der Schnee des Alters legt, so spielte auch die Farbe des Leders schon sehr bedenklich ins Graue, ja ins Weißliche hinüber. Nachdenklich ließ meine Mutter, so oft sie die gute Stube betrat, die Augen auf dem Ergrauen des Diwans ruhen, wobei sie die Hauptschuld daran dem Onkel Karl gab, der mit seiner allzu üppigen Rundlichkeit das Leder gar zu sehr abwetzte, wie sie meinte. Aber alle Versuche der Mutter, den Vater zu bewegen, den Diwan mit frischem pechschwarzen Leder überziehen zu lassen, scheiterten an seinem Sparsamkeitssinn, der ihm freilich in diesem Falle teuer zu stehen kommen sollte.

Die eigentliche Schuld daran hatte allerdings der Siegl Franz. Er war mit seinen achtundzwanzig Jahren der älteste Sohn meines Taufpaten, Werkführer in einer Fabrik in Floridsdorf bei Wien, und wir Jungen freuten uns jedesmal, wenn er kam, denn er vermehrte die Stärke unserer Armeen stets um einige Schachteln Bleisoldaten.

Ein sogenannter Wonnemonat war wieder einmal gekommen, der jedoch, was er bekanntlich öfters zu tun pflegt, so launisch wie sein Vorgänger in der Kalenderfolge sich zeigte: Kalt, regnerisch mit höchst sparsam bemessenem Himmelsblau. Die Mutter hatte den Vetter Franz, wie wir ihn nannten, zur Jause, also zum Nachmittagskaffee, eingeladen, und so saßen wir vier in der guten Stube beisammen.

Die Mutter brachte das Gespräch auf ihr Sorgenkind, den Diwan. „Aber Frau Tant'", sagte Vetter Franz, als er sich umständlich eine Kuba angesteckt hatte, „warum hab'n S' mir des net schon früher derzählt. I mach' Ihna das Leder wia neu, und 's kost' Ihna kan lucketen Kreizer!" Erstaunt blickte ihn die Mutter an. „Ja, da staunen S', Frau Tant'! Wa? I streich' Ihna 's Leder mit Eisenlack an. Dann wird's wia neu!" — „Aber", wollte die Mutter einwenden. „San S' stad, Frau Tant', i woaß, was S' sag'n woll'n. Natürli muaß der Lack erst trocken sein, bevor sich der Onkel mit sein dicken Hintergstell wieder draufsetzen darf. Also warten S'. Heut hab'n ma Samstag, übermorg'n hab' i wieder in der Stadt z' tun. Da kumm i zu Ihna auffi und lackier'."

Und so geschah es auch. Als wir aus der Schule kamen, war Vetter Franz schon in voller Arbeit. Wohlgefällig betrachtete er sein Werk, und auch die Mutter lächelte zufrieden.

„So", sagte er und nahm die Schürze ab, „also bis zum nächsten Sonntag is der Lack strohtrock'n. Machen S' aber d' Fenster auf, daß die Kält'n orndli einikann. Na, so a Mai, wia im Winter!"

Aber der Mai besann sich in den nächsten Tagen schließlich doch auf seine eigentliche Aufgabe, den Menschen eitel Wonne zu spenden, und lachte über Nacht auf einmal aus schier himmlischer Bläue. Dabei wurde es so heiß wie im Hochsommer . . .

Onkel Karl wälzte seinen kurzbeinigen, schweren Körper die drei Treppen empor. „Dö Hitz', dö Hitz'", stöhnte er, wischte sich mit seinem schneeweißen Taschentuch den Schweiß von der Stirne und steuerte seinem geliebten Diwan zu. Allein die Tante verlegte ihm den Weg. Es mußte von uns erst seine funkelnagelneue weiße Hose bewundert werden, mit der er gleichsam den Lenz einweihte.

Nachdem wir und der inzwischen ebenfalls eingetroffene Onkel Wenzel unseren Onkel Karl von vorne und hinten genügend bewundert hatten, ließ er sich schnaubend und prustend niederfallen. „So", knurrte der Onkel befriedigt, indem er sich den Rock auszog und über die Rückenlehne legte, jetzt geh'n mas an, und erst wann's Zeit is fürs Wirtshaus, schteh' i auf. Alsdann wer gibt?"

So nahm das Spiel wie immer seinen Verlauf, während in der Küche draußen unter reichlicher Verwendung von Knallerbsen die Schlacht bei Weißenburg tobte. Um sieben Uhr machten wir Schluß, denn eine halbe Stunde später hatten wir zu melden, daß es Zeit sei, ins Wirtshaus zu gehen. Eben wollten wir unsere Meldung erstatten, als wir ein unserer stillen Häuslichkeit sonst ganz fremdes Schreien und Lärmen plötzlich losbrechen hörten, das der Brummbaß des Onkels Karl beherrschte. Schnell rissen wir die Tür auf . . .

Wie in Krämpfen wand sich der Onkel auf dem Diwan, und indem er sich vergeblich bemühte, auf seine kurzen, dicken Beine zu kommen, brüllte er verzweifelt: „I pick! I pick!" (Ich klebe!") Der Vater starrte ihn mit einem Gesichtsausdruck an, als hielte er seinen Bruder für plötzlich übergeschnappt, die Tante Fanny packte ihn am Arme und jammerte: „Was is dir denn, Mann? Um Himmels würll'n, stirb ma net!"

Nun griffen wir Jungen zu und zerrten den Onkel mühsam in die Höhe, wobei es unter ihm merkwürdig krachte und knisterte. Als er sich endlich wieder in vertikale Lage gebracht hatte, drehte er sich um und fauchte uns an: „Wia schaut denn mein Hosenbod'n aus? Hinten kann i ja nix seh'n!?"

Er sah fürchterlich aus. Das unschuldvolle blanke Weiß hatte sich in ein schmutziges Schwarz verwandelt, und ein Stückchen Tuch klebte auf dem Sitzleder.

„Was is denn da g'scheh'i?" kam's wie aus aller Munde.

„Na, auf der Schtraß'n is ma des net passiert", brüllte der Onkel, kirschrot im Gesicht vor Wut, „da, da is passiert auf euern verflixten Diwan!"

Onkel Karl befühlte das Leder. „Jessas, des is ja mit Lack angeschtrich'n! So a Blödsinn!"

Nun war es an der armen Mutter, zu beichten, wie das alles gekommen war, und die aufgeregten Gemüter beruhigten sich schließlich in der Ansicht, daß der Siegl Franz dem Onkel Karl die Hose zu ersetzen hätte.

Doch der Onkel begann von neuem zu jammern: „Du liaba Himmel! I kann doch net so ins Wirtshaus geh'n! Net amal auf d' Schtraß'n derf i mi außi trau'n!"

Schließlich blieb nichts anderes übrig, als den Vorschlag meines Vaters anzunehmen, mit seinem Sommermantel die Leiblichkeit seines Bruders einzuhüllen.

„Für narrisch werd'n d' Leit mi halt'n, wann i bei dera Hitz im Mantel umananderrenn'! Und daß ma's im Wirtshaus ja net siacht, wann i den Mantel auszieh! Da schtellt's euch um mi rum. Verschtand'n?"

*

Mittwoch nachmittag kam der Siegl Franz wieder zu Besuch, wurde aber von der Mutter mit eisiger Kälte empfangen. „Ja, was hab'n S' denn, Frau Tant', was is Ihna denn passiert?" fragte er ganz verwundert. Schweigend führte ihn die Mutter in die gute Stube und wies auf den Diwan hin: „Da schaun S' her, was passiert is!" Der Siegl Franz trat dicht an das verhängnisvolle Möbel heran und erkannte unschwer, was geschehen war. „Ja, is denn der Dicke am Sonntag schon drauf g'sess'n?" — „Natürli", erwiderte gereizt die Mutter. „Wer denn sonst?" — „Ja, Frau Tant', hab'n S' denn net mein Korrespondenzkart'n kriagt, die i am Freitag in der Früh in Briefkast'n sölber einig'schmiss'n hab'?"

Die arme Mutter wurde verlegen. Sie erinnerte sich, daß ihr der Briefträger, als sie eben das Haus verließ, um Einkäufe für das Mittagessen zu machen, eine Postkarte überreicht hatte. Sie steckte sie in die Markttasche, um sie daheim zu lesen, vergaß aber wohl darauf.

„Wo hab'n S' denn die Korrespondenzkart'n hintan, he?" Ganz zerknüllt entdeckten wir bald die Postkarte in der Markttasche. Der Siegl Franz glättete sie und las dann mit feierlicher Stimme ihren Inhalt vor:

„Sehr geehrte, liebe Frau Tante! Nachdem inzwischen die Temperatur auf 25 Reaumur gestiegen ist, muß mit der Besetzung des fraglichen Diwans noch eine Woche zugewartet werden. - Mit hochachtungsvollen Grüßen Ihr Franz Siegl."

„Und wia vül ham ma", schloß der Siegl Franz triumphierend, „am Sunntag g'habt? He? 34 Grad Reaumur in der Sonn'!"



Bunte Chronik



Ein Zedernwald in Deutschland.

In Weinheim an der Bergstraße liegt ein Wald, der in Deutschland und in Europa nicht seinesgleichen hat, der sogenannte Exotenwald. Vor rund 80 Jahren wurde dieser Wald, der größtenteils aus nordamerikanischen Zedern besteht, von einem privaten Liebhaber gepflanzt. Diese Zedern sind in der verflossenen Zeit glänzend gediehen, haben scharfe Winterfröste überstanden und Höhen von z. T. 30 Metern erreicht. Der Samenertrag ist gut, ebenso läßt sich die Nachzucht gut an. Die größte Zeder dort bedeckt mit ihren Ästen eine Fläche von 325 Quadratmetern. Daneben gibt es noch eine Fülle von fremden Hölzern aus den gemäßigten Zonen der außereuropäischen Erdteile, die sich ebenfalls gut entwickelt haben.

Dieser Wald wird eines der Hauptforschungsgebiete der Gesellschaft „Reichsarboretum" sein, die im vorigen Jahr auf Veranlassung des Reichsforstmeisters Hermann Göring gegründet wurde, und deren Aufgabe es ist, auf wissenschaftlicher Basis die Anpflanzung von neuen Holzarten, die sich für das deutsche Klima eignen, zu fördern und damit die Leistung der deutschen Forstwirtschaft zu steigern. Zu diesem Zweck werden an verschiedenen Stellen des Reiches weitere botanische Versuchs-Anlagen errichtet werden. Auch die Baumarten, die in den der Erholung der Bevölkerung dienenden Grünanlagen und Parks angepflanzt werden, sollen unter der wissenschaftlichen Kontrolle dieser Gesellschaft stehen.

*

Das Signal für die Gefallenen.

Gelegentlich eines Besuches von Kriegerfriedhöfen im ehemaligen französischen Kriegsgebiet wurde die breite Öffentlichkeit auf ein eigenartiges Gedenken erneut aufmerksam gemacht, das der inzwischen nun auch verstorbene englische Schriftsteller Rudyard Kipling bereits am Ende des großen Krieges einrichtete. Es handelt sich dabei um eine Totenehrung für seinen in den Reihen der britischen Streitkräfte gefallenen Sohn, der auf einem einsamen Kriegerfriedhof im Bezirk Loos (Pas-de-Calais) begraben liegt. An jedem Abend seit Kriegsende, nun also schon seit über 20 Jahren, hat nach der Stiftungsanweisung der Aufsichtsbeamte des Kriegerfriedhofs auf einem von Rudyard Kipling gestifteten silbernen Jagdhorn zum Gedenken nicht nur des jungen Kipling, sondern aller Toten, die in diesem Bezirk fielen, ein Signal zu blasen. Vorschrift ist, daß diese melodische Erinnerung im Abenddämmerlicht ertönen muß.

*

Schatzgräber in der Seine.

Eine moderne Form des Schatzgrabens besteht darin, gesunkene Schiffe, in denen man Wertgegenstände vermutet, wieder an die Oberfläche zu befördern. In Frankreich ist schon seit einigen Jahren von dem Segelschiff Télemaque die Rede, daß während der französischen Revolution auf der Seine unterging. Genaue Urkunden über den Inhalt des Schiffes gibt es nicht, aber man glaubt mit Gewißheit annehmen zu können, daß sich in der Brigg Goldbarren und kostbare Schmuckgegenstände befinden, darunter auch ein Halsband von Marie Antoinette. Nachdem im vergangenen Jahre der erste Versuch, den Schatz zu heben, fehlgeschlagen war, hat sich jetzt eine andere Gesellschaft an die Arbeit gemacht. Die Regierung hat sich eine Gewinnbeteiligung von 20 v. H. vorbehalten.

*

50 Jahre lang a's Mann gelebt.

Großes Aufsehen erregt, wie aus London gemeldet wird, der Fall einer englischen Frau in Australien, die fünfzig Jahre lang unerkannt als Mann gelebt hat. Bei ihrer jetzigen Aufnahme in ein Altersheim mußte sie ihr so gut gewahrtes Geheimnis enthüllen, das sie über ein halbes Jahrhundert vor ihren Freunden wie vor der Öffentlichkeit als Mann erscheinen ließ.

Die Engländerin war als Dreizehnjährige vor 35 Jahren nach Australien ausgewandert. Um einen Posten bei einer Firma in Sidney zu bekommen, verkleidete sie sich als Knabe und ist dann weiterhin in dieser männlichen Rolle geblieben. Als Mann hatte sie auch 10 Jahre hindurch ein wichtiges Amt in der Stadtverwaltung von Sidney inne, das sie offenbar zur Zufriedenheit erfüllte. Das Seltsamste aber, worüber sich jetzt alle Leute in Sidney den Kopf zerbrechen, ist, daß dieser Mann, der eine Frau war, sich mit 30 Jahren mit einer Australierin verheiratet hatte. Die Frau starb erst vor wenigen Jahren und soll „sehr glücklich" mit ihm (ihr) gelebt haben.

*

Alle 40 Minuten ein Mord.

Von den 12 Millionen Arbeitslosen in den Vereinigten Staaten treiben sich, nach neueren Feststellungen, rund eine Million Menschen im Alter von 16 bis 20 Jahren auf den Landstraßen umher. Die Kriminalität wird durch diese allgemeine Notlage ganz erheblich beeinflußt. Alle 40 Minuten ereignet sich ein Mord und alle 9 Minuten wird ein Raubüberfall oder ein Diebstahl verübt. In den amerikanischen Zuchthäusern befinden sich rund 4,5 Millionen Verbrecher.

*

Tonfilmunterricht — etwas übertrieben.

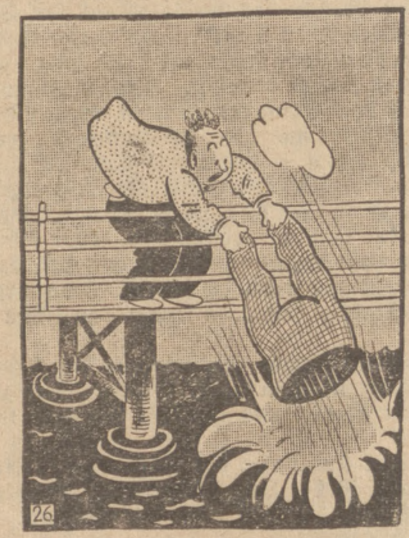
In Edinburgh (England) wollen einige Pädagogen eine völlig neue Art des Unterrichts einführen. Dabei soll dem Tonfilm die Hauptrolle zufallen. Die Schüler sollen täglich vier Stunden lang durch Tonfilme unterrichtet werden, während eine fünfte Stunde dazu dienen soll, die pädagogischen Ergebnisse des Filmunterrichts zu prüfen.



Lustige Ecke



Mißglückter Rettungsversuch.



Der Mann benutzte keine Hosenträger!

Zakład graficzny i miejsce odbicia, wydawca i miejsce wydania: Drukarnia A. Dittmanna T. z o. p., Bydgoszcz, Dworcowa 13.
Odpowiedzialny redaktor: Marian Hepke.
Zarządzający zakładem graficznym: Hermann Dittmann, Bydgoszcz.